

Kitchen Politics (Hg.)

Die Neuordnung der Küchen:
Materialistisch-feministische Entwürfe
eines besseren Zusammenlebens

Mit einem neu übersetzten Text
von Alexandra Kollontai

Im Gedenken an und mit Beiträgen
von Felicita Reuschling

Band 5 der Reihe
Kitchen Politics – Queerfeministische Interventionen



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnd.ddb.de> abrufbar.



Mit freundlicher Unterstützung
durch die Rosa Luxemburg Stiftung
und den Freund*innen von Felicita Reuschling

Titelgestaltung: Kornelia Kugler | Satz: kv

Herausgeber_innen/Lektorat *Kitchen Politics*: Darja Klingenberg,
Mike Laufenberg, Susanne Schultz, Sarah Speck, Vanessa Thompson.

Ehemalige Mitglieder: Bini Adamczak, Felicita Reuschling,
Chris Tedjasukmana

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-96042-157-3

©edition assemblage

Rudolf-Diesel-Straße 37 | 48157 Münster

info@edition-assemblage.de | www.edition-assemblage.de

Druck: Jelgavas tipogrāfija, Jelgava (Printed in Latvia)

- 5 *Kitchen Politics –
Queerfeministische Interventionen*
- 7 **Wie wir wohnen und leben wollen**
Revisionen materialistisch-
feministischer Utopien
Kitchen Politics
- 47 **Familie und der kommunistische Staat**
Alexandra Kollontai
- 67 **Materialistische Utopien und
(post-)sozialistischer Feminismus**
Ein Gespräch am virtuellen Küchentisch
- 91 **Familie im Kommunismus**
Zur Abwertung reproduktiver Arbeit
und der Fortschreibung kapitalistischer
Geschlechterarrangements
in der Sowjetunion
Felicita Reuschling
- 103 **Motive des Scheiterns
und Funktionierens**
Eine kritische Geschichte
utopischer Familienentwürfe
Felicita Reuschling
- 117 **Bitte nicht verzweifeln –
Lebensformenpolitik zwischen
Technokratie und Voluntarismus**
Michel Raab
- 139 **Rotes Wien**
Inspiration für feministische Utopien
Veronica Duma
- 175 **Eine feministische Perspektive
für Berlin heute**
Kommentar zu Dolores Haydens
„Wie könnte eine nicht-sexistische
Stadt aussehen“ (1981)
Felicita Reuschling

Kitchen Politics – Queerfeministische Interventionen
Schreibt uns unter kitchen_politics@riseup.net

Kitchen Politics – Queerfeministische Interventionen

ist eine Buchreihe, die von dem gleichnamigen Kollektiv herausgegeben wird. *Kitchen Politics* veröffentlicht Beiträge zu linken politischen Debatten und queerfeministischen, materialistischen und intersektionalen Perspektiven. Wir wollen aktuelle Interventionen und eine radikale Kritik der Gesellschaft ermöglichen. Dabei bevorzugen wir die kleine und preiswerte Form für große und unbezahlbare Würfe: Bücher mit einem Thema und mehreren Texten, in Form von Essays oder Interviews, neuen Manifesten oder historischen Dokumentationen, Intros und Outros – Texten und Bildern, die sich untereinander ergänzen, manchmal widersprechen und die Widerspruch provozieren wollen.

Kitchen Politics will klare Analysen und leidenschaftliche Kritik, befreit von der Korsaage akademischer Seminare. Unsere Bücher sind klein, aber manchmal auch schwer, weil die Verhältnisse, die wir überwinden wollen, nicht leicht zu durchschauen sind. Wir nennen sie Heteronormativität, Kapitalismus, Kolonialität, Rassismus, Antisemitismus oder Patriarchat. Sie selbst nennen sich Normalzustand. Unser sonstiges Bedürfnis nach Abgrenzung hält sich in Grenzen. *Kitchen Politics* ist Teil einer herrschaftskritischen linken Szene und ist es zugleich leid, dass sich dort zu viel um sich selbst dreht. Wir wünschen uns und suchen nach überschreitenden, überbordenden und transnationalen Allianzen. Die Szene ist nicht der alleinige Schauplatz, sondern der soziale Ort, von dem aus wir gesellschaftliche Verhältnisse kritisieren. *Kitchen Politics* plant den queerfeministischen Aufstand aus der Küche, dem Schlafzimmer, dem Straßenstrich, der ShishaBar, der Synagoge, dem Knast, der Fabrik, dem Lager, der LPG, dem Büroplatz, dem Club, dem „Gefahrenort“, der Landkommune, dem Community-Garten und vielen anderen Orten. Unsere Bücher richten sich an Queers, Feminist*innen, Marxist*innen ohne Fahnen und mit Falten, Anarchist*innen in Anzügen, Rassismuskritiker*innen mit Identitätsverwirrungen, Bedfellows und Fuckbuddies mit Fragen, Alleiner-

ziehende mit Augenringen, Migrantifa-Expert*innen ohne Papiere, VoKöch*innen mit und ohne Veggie-Sucuk, Anti-Antisemitismus-Selbstbeauftragte ohne Dogmen und mit durchschlagendem Witz, Frauen mit Bärten und Männer mit Problemen, Mansplainer*innen mit Kopftüchern, Mädchen mit Gewehren und Menschen ohne Geschlechter, linke Theorie-Nerds und überarbeitete Community-Aktivist*innen, Do It Yourself- und Do It Together-Revolutionär*innen, Shape-shifters, Transgender Rioters und Blumenkinder, neugierige Normale und alle, die uns kennen, verstehen oder kritisieren wollen.

*Das Herausgeber*innenkollektiv*

Wie wir wohnen und leben wollen – Revisionen materialistisch-feministischer Utopien

Dieses Buch greift Erbschaften materialistisch-feministischer Denker*innen auf. Es ist eine Einladung zur Wiederentdeckung und kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Perspektiven sozialistischer Feminismen. Ausgehend von solchen Perspektiven wurden in verschiedenen Situationen gesellschaftlicher Umbrüche, etwa nach der russischen Oktoberrevolution 1917, in den städteplanerischen Diskussionen der 1920er Jahre im Roten Wien oder in Folge der Kämpfe der 1968er Bewegung Fragen nach den materiellen und institutionellen Bedingungen gelingender Sorgearbeit und eines guten Alltagslebens gestellt. Es wurden revolutionäre, reformerische und pragmatisch-alltagspolitische Bau-, Wohn- und Lebensweisen entworfen. Küchen wurden umgestaltet und Wohnhäuser auf eine kollektive Versorgung ausgerichtet. Einige dieser feministischen Entwürfe wurden im 20. Jahrhundert realisiert, nie vollständig, stets auf andere Weise als erhofft oder mit unerwarteten Folgen. Ursprünglich emanzipatorische Ideen wurden kompromittiert oder gewaltförmig umgesetzt, andere blieben und bleiben unverwirklicht. Jedoch ist es lohnenswert, so die Gesprächseinladung dieses *Kitchen-Politics*-Bandes, in einer Welt, die dringend anderer Lebens- und Wirtschaftsweisen bedarf, sich mit diesen vergangenen Utopien neu auseinanderzusetzen, sie zu überprüfen und zu rekonstruieren. Was dieses Erbe materialistischer, sozialistischer Utopien umfasst, wie es zu verstehen ist und was es uns in der Gegenwart ermöglicht, aber auch, welche kritischen Lektüren sozialistischer Feminismen notwendig weiterzuentwickeln sind, wollen wir im Folgenden diskutieren.

Das Buch möchte darüber hinaus das Erbe einer materialistisch-feministischen Denker*in aus unserem engsten Kreis würdigen und fortführen: Unsere liebe Genossin Felicita „Feli“ Reuschling, 2019 verstorben, war von Anfang an Mit-

glied und treibende Kraft unseres Herausgeber*innen-Kollektivs. Ihre intellektuelle, politische, künstlerische und kuratorische Arbeit drehte sich um Fragen der Reproduktion, der Sorgearbeit, der *Commons*. Feli ging es ganz wesentlich um die materiellen, auch baulichen, stadtpolitischen und architektonischen Bedingungen von ‚Beziehungsweisen‘, um einen Begriff von Bini Adamczak (2017) – auch sie Gründungsmitglied von *Kitchen Politics* – fruchtbar zu machen. Felis Denken war von einer stetigen Auseinandersetzung mit den historischen Versuchen, solidarischere Formen des Zusammenlebens zu etablieren, geprägt. Sie beschäftigte sich intensiv mit der Geschichte marxistisch-sozialistischer Kritik in Westeuropa ebenso wie mit kommunistischen architektonischen Utopien, der Kibbuz-Bewegung, US-amerikanischen feministischen Diskussionen von Stadtpolitik in den 1970er Jahren oder den Debatten um Enteignung und *Commons*: Welche Modelle der Umgestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse gab es, wie waren sie in konkreten politischen Kräfteverhältnissen eingebettet und was waren ihre ideologischen Grundlagen? Wie wurde das Verhältnis von Theorie und Praxis in Texten und in konkreten Politiken entworfen? Welche theoretischen und konzeptionellen Fehlschlüsse zeigen sich retrospektiv? Woran scheiterten die Versuche, nach- und reichhaltigere Lebensweisen zu etablieren, und was bedeutet dieses Scheitern für nachfolgende Versuche? Wie lassen sich vergangene, nicht realisierte Utopien in und für die Gegenwart übersetzen? Diese Fragen trieben Feli in ihrem Denken, in ihrem publizistischen und kuratorischen Schaffen in verschiedenen kollektiven Zusammenhängen um. Und sie konfrontierte alle, die sie umgaben, mit diesen Fragen – manchmal kompromisslos, aber mit einer klugen Gewissheit um ihre Relevanz. Vor allem war sie überzeugt, dass heutige Perspektiven auf ein besseres Zusammenleben Fragen nach dem Scheitern bisheriger Entwürfe aufnehmen und bearbeiten müssten.

Diesen Gedanken und Felis Fragen fortführend versammeln wir in diesem Band Texte, welche die Umsetzung sozialistischer feministischer Gesellschaftsentwürfe diskutieren

und heutige queer-feministische Perspektiven auf sie werfen. Gemeinsam ist den Beiträgen eine im weiteren Sinne anti-kapitalistische und feministische Gesellschaftsanalyse und die Auseinandersetzung mit konkreten Modellen solidarischer Lebensweisen unter politischen Umständen, in denen ihre Umsetzung möglich erschien. Dies ist, wie wir schmerzlich wissen, nicht immer der Fall.

Feministische Erbschaften

Zum Ausgangspunkt nehmen wir einen Korpus feministisch-materialistischer Diskussionen und Projekte. Dieser entstand im Wechselspiel sozialistischer Debatten in West- und Osteuropa sowie Russland um die Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert und prägte Ökonomie, Politik und Konsumkultur sozialistischer Gesellschaften in Ost- wie Südosteuropa und Zentralasien, in Kirgisien wie in Kroatien, ebenso wie stadt-politische Entwürfe in Westeuropa, etwa im Wiener Kommunalbau oder in Hamburg Steilshoop. Der Austausch über Architektur, Stadtplanung und Design bestimmte aber auch Beziehungen zwischen sozialistischen Ländern auf dem afrikanischen oder südamerikanischen Kontinent, in Mozambique oder Brasilien, und Osteuropa (Butter/Flierl 2022; Stanek 2020).

Zugleich gerieten diese feministischen Analysen, Entwürfe und Geschichten immer wieder in Vergessenheit. In der Sowjetunion und den sozialistischen Blockstaaten wurden die emanzipatorischen Anfänge, ihre Widersprüche und die anarchistischen, bundistischen¹ oder sozialdemokratischen Alternativen vergessen gemacht und ihre Protagonist*innen

1 Gemeint ist der „Allgemeyne Yidische Arbeiter-Bund in Lite, Poyln un Rusland“, der Allgemeine jüdische Arbeiterbund in Litauen, Polen und Russland, kurz Bund, der zwischen 1897 und 1935 eine schlagkräftige sozialistische Kraft in Polen, den baltischen Ländern, der Ukraine und Russland war.

systematisch ermordet. In den westlichen Frauenbewegungen wie in den linken und sozialistischen Strömungen nach 1968 spielten die praktischen Überlegungen historischer sozialistischer Feminist*innen eine randständige Rolle, wenn es um das gesellschaftliche Ganze und dessen so genannte Haupt- und Nebenwidersprüche ging. Doch wann und wo immer sie neu entdeckt und diskutiert wurden, gaben sie wichtige Impulse. Dabei ist es sicher kein leichtes Unterfangen, sowjetische und kommunistische feministische Entwürfe aus der Mottenkiste oder dem Giftschrank der Geschichte hervorzuholen und als Utopien zu re-aktualisieren.

Die Erzählungen der Geschichte des real existierenden Sozialismus, seiner Errungenschaften, seines Scheiterns, vor allem des Erbes des Stalinismus sind bis heute von Denkstrukturen und Reflexen des Kalten Krieges geprägt. Auf der einen Seite steht die nostalgische Verklärung westlicher Linker ebenso wie postkommunistischer rechter Politiker*innen. Auf der anderen Seite flankieren imperiale westliche Überlegenheitsgesten gegenüber dem Osten, falsche neoliberale Siegesgewissheit und paternalistische Ideen einer nachholenden Entwicklung ehemals sozialistischer Länder die Debatte. Für linke feministische Perspektiven ist dieses Erbe ein schwieriges, insofern es die utopischen Momente und die Trauer und Wut ob der Gewalt imperialer, stalinistischer und dogmatischer sozialistischer Politiken zusammendenken muss. Dies ist auch deshalb herausfordernd, weil viele Archivmaterialien erst seit den 1990er Jahren zugänglich wurden; andere sind weiter verschlossen oder werden gegenwärtig durch russländische² Bomben in der Ukraine zerstört.³ Nicht zuletzt ist die Erforschung der Geschlech-

- 2 Im Russischen wird unterschieden zwischen russisch ‚russki‘ als Verweis auf die russische Kultur und russländisch ‚rossijski‘ als Verweis auf das von diversen Bevölkerungsgruppen bewohnte Staatsgebiet. Im letzten Jahrzehnt wurden beide Begriffe für die Behauptung einer neoimperialen Überlegenheit russischer Deutungshoheit über verschiedene Territorien verwendet.
- 3 Vgl. The Race to Rescue Archival Documents in Ukraine, in: Humanities Division, Oxford University, 10.11.2022, <https://www.huma>

tergeschichte in osteuropäischen Ländern (Fitzpatrick 1992; Scheide 2002; Wood 2000), wie so viele Debatten in der Osteuropaforschung, auf Russland ausgerichtet und reproduziert einen russlandzentrierten, imperialen Blick, der die vielen anderen historischen Erfahrungen in (post-)sowjetischen Ländern unterschlägt. Wie sozialistische emanzipatorische Geschlechterpolitik in Usbekistan oder der Ukraine⁴ entwickelt wurde, wie sie Tschuwasch*innen oder Tschuktsch*innen erlebten, wo die „Befreiung der Frau“ mit imperialen und rassistischen Agenden verknüpft war (Edgar 2003; Northrop 2002) und auf Widerstand traf, all das wurde noch gar nicht oder erst seit den 2000er Jahren unter oft prekären Bedingungen erforscht, und ist kaum Bestandteil größerer feministischer oder linker Debatten. Die Frage, wie eine Dekolonisierung des sozialistischen Erbes aus einer materialistischen, queeren Perspektive⁵ aussehen könnte, stellt sich im Schatten des ausgeweiteten russischen Angriffskrieges und der rassistischen autoritären Strukturen der russländischen Gesellschaft besonders dringlich.

Diese Bedenken sollen uns zugleich nicht an einer Beschäftigung mit dem realsozialistischen Erbe hindern – im Gegen-

nities.ox.ac.uk/article/the-race-to-rescue-archival-documents-in-ukraine [1.3.23].

- 4 Zur Geschlechtergeschichte der Ukraine, zu weitsichtigen aber mit Repression konfrontierten Historiker*innen wie Kateryna Hrushevskaja und zum bedeutsamen Mythos eines matriarchalen Ursprungs ukrainischer Geschlechterverhältnisse vgl. Kis 2012.
- 5 Einen materialistisch-queertheoretischen Vorschlag machte jüngst Bogdan Popa (2021). Wichtig auch der Sammelband zu Konzepten des Sowjetischen von Georgij Mamedov und Oksana Schatalova (2016), der auszugsweise übersetzt ist: <https://marx200.org/sites/default/files/vorworte/schttb-geschlechterordnung-online-v1.pdf> (1.3.23). Politisch finden durch den Krieg verschiedene feministische Akteur*innen in der Russischen Föderation, der Ukraine und transnational über die Forderung der Dekolonisierung Russlands zueinander und verhandeln die Frage, was der Begriff der Dekolonisierung für den postsowjetischen Raum heißen kann. So etwa hier <https://feminisms.co/en> oder in diesem offenen Brief: <https://decolonialsolidarity.org/> [1.3.23].

teil: Für uns markieren sie einen Ausgangspunkt für eine neue kritische Auseinandersetzung. Ausgehend von dem kleinen Ausschnitt sozialistisch feministischer Debatten, den wir im Folgenden beleuchten, werfen wir, in der gegenwärtigen Situation von Wohnungsnot, ökologischer Krise, auslaugenden, neoliberalen Alltagsverhältnissen und Krieg, für uns wie für die unterschiedlichen Leser*innen dieses Buches, Fragen nach unserem Verhältnis zum Erbe sozialistischer Wohn- und Familienpolitik auf. Wie lässt sich auf diese in Ansätzen geglückten, unglücklich realisierten, in Bürokratie erstickten, autoritär abgewürgten oder dystopisch gescheiterten Versuche Bezug nehmen? Welchen Einfluss hat dieses feministisch-materialistische Erbe auf Möglichkeitsbedingungen und Beschränkungen unseres emanzipatorischen Handelns und Denkens? Was erscheint uns umsetz- und vorstellbar und wie erinnern wir an Experimente des Zusammenlebens in Kommunen und Kibbuzim, wenn die meisten dieser Versuche kläglich gescheitert sind? Was lässt sich aus der verbreiteten konservativ-reaktionären, aber auch linken Kritik an diesen Lebens- und Wohnweisen für heutige Auseinandersetzungen lernen, was lässt sich erwidern? Was folgt für unser eigenes utopisches Denken, für Wünsche und Lebensweisen, mit denen wir die genossenschaftlichen Wohnungen im heutigen Wien, überbelegte WGs in Frankfurt am Main oder Hausprojekte in Berlin bewohnen?

Der vielschichtige Begriff des Erbes verweist auf eine intergenerationale Beziehung, ein Ringen mit Geschichten (und ihrem Nachwirken), die wir uns gerade nicht ausgesucht haben, die uns enttäuschen, beschämen oder träumen lassen, die wir besser verstehen und reflektieren wollen. Ein Erbe kann ein Geschenk sein, Entlastung und Stärkung durch die Vorfahren, aber auch ein unerfüllter intergenerativer Auftrag oder eine gespenstische Heimsuchung. Ein Erbe kann angetreten oder verworfen werden, in jedem Fall aber bedarf es der kritischen Revision.

Materialistische Feminismen

Eine Umgestaltung der Gesellschaft erfordert, so kann das zentrale Anliegen materialistischer Feminismen zugespitzt werden, die radikale Neugestaltung und Reorganisation jedweder Arbeit in Form und Inhalt, wie auch der Küchen und Wohnungen, der Ernährung und Kinderbetreuung, der Liebes- und Sorgebeziehungen sowie der Sexualität. Die Positionen, die wir in diesem Buch als *materialistische* diskutieren, speisen sich aus zwei Quellen: Zum einen aus einer an Marx anschließenden Kritik der kapitalistischen Produktions- und Reproduktionsverhältnisse und zum anderen aus einer feministischen Tradition praxisbezogener Diskussionen über die kollektive Organisation von Sorgearbeit. Letztere hatte ihren Ausgangspunkt im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in verschiedenen Strömungen der Frauenbewegung, die mit Fragen der praktischen Reorganisation und mit materiellen Design- und Bauentwürfen beschäftigt waren. Diese parallelen Bewegungen der Wissensproduktion, zwei unterschiedlich akzentuierte Materialismen, fanden in verschiedenen historischen Situationen zusammen. Sie prägten, wie in den folgenden Beiträgen beleuchtet wird, Politik und Praxis nach der erfolgreichen Machtergreifung der Bolschewiken, die stadtpolitischen Entwürfe der sozialdemokratischen Regierung im Roten Wien und Debatten im Kontext der neuen sozialen Bewegungen nach 1968.

Die konkreten Baupläne und Küchenentwürfe der Jahrhundertwende und der 1920er Jahre waren Antworten auf Lebensbedingungen, die sich im 19. Jahrhundert durch Landraub, Industrialisierung und Urbanisierung und aus diesen Faktoren entstandenen Migrationsbewegungen entwickelt hatten. Die im Kommunistischen Manifest geforderte Aufhebung der Familie zielte auf die soziale Frage, die sich im 19. Jahrhundert in städtischen Kontexten auf drastische Weise stellte. Marx, Engels und später Bebel reagierten damit nicht allein auf die ideologische Institution der bürgerlichen Kleinfamilie, in der sie den Kern der Reproduktion bürgerlich-patriarchaler Klassengesellschaften ausmachten, sondern gleichermaßen

auch auf die hochgradig prekären Existenzbedingungen der Fabrikarbeiter*innen, deren soziale Verbindlichkeiten und Beziehungen zerrissen waren. Für sie schien ein Familienleben durch lange Arbeitszeiten, Armut und Wohnungsnot, Krankheiten, eine hohe Sterblichkeit, besonders von Kindern, gar nicht mehr möglich. Doch die daran anschließende Frage – was nach, was anstatt der Familie kommt oder kommen soll – wurde von diesen Sozialisten nicht bearbeitet. Und es ist gerade diese Frage, die ein Gravitationsfeld materialistisch-feministischer Überlegungen bildet.

In Vorträgen im Kontext der Frauenbewegungen, in bürgerlichen Wohnzimmern wie an Küchentischen von Arbeiter*innen standen die Familien- und Wohnungsfrage im Zentrum reformerischer wie revolutionärer Anstrengungen. Die Verbesserung der Wohnverhältnisse und die Rationalisierung der Hausarbeit bildeten ein zentrales Feld politischer und reformerischer Bemühungen von sozialistischen und bürgerlichen Akteur*innen der sogenannten ersten Frauenbewegung (Allen 1991; Gerhard u. a. 2009; Hayden 1981; Terlinden 2006). Sie waren davon überzeugt, dass gesellschaftliche Veränderungen bei der Modernisierung und Kollektivierung sozialer Institutionen, aber auch der verbesserten Gestaltung der baulichen Bedingungen von Bildung, Hausarbeit und Zusammenleben beginnen müssten.

Verbesserung meinte damals auch die Suche nach funktionalem Design. Die private Haushaltsführung galt ohnehin als rückständig und es wurden große Hoffnungen in technische Neuerungen gesetzt. Hausarbeit war bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein noch viel gemeinschaftlicher organisiert, und Tätigkeiten wie Waschen, Kochen und Kindererziehung ließen sich ohne bezahlte, familiäre oder nachbarschaftliche Hilfe nicht stemmen. Es war daher kaum vorstellbar, dass die technologische Reorganisation und Auslagerung von Hausarbeit zu dem Maß an Individualisierung, Isolation und Entfremdung der Sorgearbeiter*innen von der Arbeit im Haushalt führen würden, wie sie die westeuropäische bürgerliche Familie der Nachkriegszeit bestimmten sollte. Neben der Professionalisie-

rung der Hauswirtschaft setzten sich Akteur*innen der Frauenbewegungen für die Verbesserung der Wohnverhältnisse der Arbeiter*innen, Zugänge zu Bildung sowie für die Einführung eines Mutterschutzes ein (Fürth 1897; Kaplan 1981). Es entstand die Idee einer professionellen Sozialarbeit – Alice Salomon ist hier als wichtige Protagonistin zu nennen –, entsprechende Bildungsinstitutionen wurden ebenso errichtet wie Notunterkünfte für Frauen. Bertha Pappenheim etwa schuf eine solche für junge osteuropäische Jüd*innen im Frankfurter Ostend (Kuhlmann 2012; Wolfgruber 2015).

Bezogen auf die Wohnungsfrage und die konkrete Gestaltung von alternativen Wohnweisen wurde der 1901 von Lily Braun vorgelegte Entwurf eines Einküchenhauses mit einzelnen Familienwohnungen und einer kollektiven Großküche, die von einer Haushälter*in geführt wurde, breit diskutiert (Braun 1901). Clara Zetkin widmete gleich fünf Ausgaben der Zeitung *Die Gleichheit* einer Kritik des Konzeptes, das sie als konterrevolutionär einordnete, weil es für Arbeiter*innen unter gegebenen Bedingungen nicht finanzierbar sei (Zetkin 1901). Die jüdische Frankfurter Sozialdemokratin Henriette Fürth hingegen sprach von der Notwendigkeit einer „praktisch proletarische[n] Gegenwartspolitik“ (Fürth 1901: 309) und überprüfte das Projekt auf Heller und Pfennig auf seine Machbarkeit. Zwei unterschiedliche Einküchenhäuser wurden als Ergebnis dieser Debatten in Berlin-Charlottenburg und im Roten Wien gebaut. Die Architektin Margarete Schütte-Lihotzky entwarf für das von Ernst May geleitete Bauprojekt des Neuen Frankfurt die erste Einbauküche. Geleitet von dem Ziel, die Hausarbeit zu erleichtern, waren Schränke und Kochstelle so angelegt, dass sich Wege und Abläufe verkürzen und vereinfachen, d. h. rationalisieren ließen. Die modernistische, mitunter technokratische Hoffnung, man könnte durch Professionalisierung und durch architektonische, gestalterische und technische Verbesserung und Organisation der Haus- und Reproduktionsarbeit soziale Ungleichheit und Probleme der sogenannten „Volksgesundheit“ bekämpfen, teilten viele liberale, sozialdemokratische und kommunistische

Feminist*innen. Mit erstaunlicher Konkretion und reichlich Pragmatismus wurden alternative Wohn- und Lebensweisen diskutiert (Schmidt-Waldherr 1991). Eine Ahnung von der Dynamik solcher technokratischen Hoffnungen geben heutige Debatten um Smart-Homes, insbesondere Kontroversen darüber, ob und inwiefern diese Sorgearbeit aber auch medizinische Versorgung unterstützen und für mehr Unabhängigkeit älterer und kranker Menschen sorgen könnten, oder aber in mehr Überwachung und einer weiteren Ökonomisierung des Alltags münden (Marquardt 2018). Lassen sich KI-gestützte Technologien und auf queer-materialistisch informierten Algorithmen basierende Apps für die bessere Gestaltung unseres Zusammenlebens oder die Verteilung von Lebensmitteln und anderer Ressourcen nutzen? Wie könnten Beziehungs- und sorgезentrierte Technologien aussehen?⁶ Diese Fragen könnten als zeitgenössische Aktualisierungen der Debatten der Jahrhundertwende verstanden werden.

Es ist dieser konkrete, pragmatisch-materielle Ausgangspunkt gesellschaftlicher Veränderung, den die Architekt*in, Urbanist*in und Feminist*in Dolores Hayden unterstreicht, wenn sie die Reformist*innen und Revolutionär*innen des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts als materialistische Feminist*innen bezeichnet (Hayden 1981). Charakteristisch für diese sei das organische Verständnis des Arbeitscharakters der Hausarbeit, von der man sich nicht einfach „befreien“ könne, die es vielmehr besser – und das kann bedeuten: rationaler, kollektiver oder mit mehr Zeit – zu organisieren gelte.

Die gesellschaftliche (Re-)Organisation und Reformierung von Haus- und Sorgearbeit als Ausgangspunkt und zentrales Anliegen der Kämpfe zu fassen, verbindet sozialistische und radikale Feminismen im 20. Jahrhundert: In den 1970er Jahren erneuern Schwarze, Third World und weiße feministische

6 Eine spielerisches exploratives Beispiel für beziehungsorientiertes Design erarbeitet die Künstlerin Aiwen Yin mit ihrem Rollenspiel „Liquid Dependencies“. <https://framerframed.nl/en/projecten/liquid-dependencies/> [1.3.23].

Marxist*innen diese Perspektiven und stellen sie einem liberalen Feminismus entgegen, der politische Kämpfe auf die individuelle Befreiung und Selbstverwirklichung durch Lohnarbeit verkürzt. Während diese Ansätze in linken feministischen Debatten inzwischen – glücklicherweise – wieder stärker gelesen und diskutiert werden, spielen die materialistischen Interventionen der Jahrhundertwende für politische Analyse und Debatten kaum eine Rolle; sie wurden, wie so viele progressive Projekte und Ansätze der Vor- und Zwischenkriegszeit, weitgehend vergessen. Vereinzelt wurden sie seit den 1980er Jahren im Rahmen der feministischen Geschlechtergeschichte wiederentdeckt.⁷ Wir glauben, dass eine erneute Auseinandersetzung mit den Debatten der Jahrhundertwende und den konkreten Gestaltungsanstrengungen auch deshalb besonders spannend ist, weil hier die grundlegende materialistisch-feministische Forderung nach der Reorganisation von Ökonomie, Ökologie und Beziehungsweisen anhand ganz konkreter Vorschläge aufgeworfen wurde und gerade darin heutige Kämpfe und Diskussionen inspirieren kann.

Aufbau des Buches

Unser Band versammelt sieben Beiträge, die in dieser Tradition stehen. Den Auftakt macht ein von Alexandra Frank unter Bearbeitung von Darja Klingenberg ins Deutsche übersetzter Text von Alexandra Kollontai mit dem Titel *Familie und die kommunistische Gesellschaft*. Dieser Text befasste sich vor ziemlich genau 100 Jahren mit Formen des sozialistischen

7 In der DDR wurden Alexandra Kollontais Texte in den 1980ern übersetzt und in Sammelbänden publiziert, etwa „Ich habe viele Leben gelebt“ oder „Wege der Liebe“ (Kollontai 1984; Kollontai 1981). Auch in der BRD erschienen ihre Texte in den 1980er Jahren (Kollontaj 1988) und dienten in beiden Kontexten zumindest punktuell der feministischen Auseinandersetzung mit der Frage, wie wir leben wollen (Adamczak u. a. 2018: S. 83ff).

Zusammenlebens und der Abschaffung der Familie – einer Frage, die heute wieder hitzig in unterschiedlichen feministischen Strömungen diskutiert wird (Gumbs u. a. 2016; Lewis 2022; O’Brien 2022; Redecker 2020; Ross 2021). Für Feli war die englische Übersetzung des Textes *Communism and the Family* Ausgangspunkt ihrer Auseinandersetzung und Analyse der sowjetischen Familien- und Geschlechterpolitik, die sie in ihren beiden Artikeln *Familie im Kommunismus. Zur Abwertung reproduktiver Arbeit und der Fortschreibung kapitalistischer Geschlechterarrangements in der Sowjetunion* und *Motive des Scheiterns und Funktionierens* diskutiert. Wir haben beide Texte in diesen Band mit aufgenommen. Feli regte im Rahmen eines zukünftigen *Kitchen-Politics*-Bandes eine Übersetzung von Kollontais Text ins Deutsche an. Dies haben wir in ihrem Angedenken mit diesem Buch realisiert.

Felicitas Interpretationen ergänzend und kontrastierend haben wir den Text, dessen Entstehungskontext wir weiter unten in dieser Einleitung ausführen, mit acht materialistisch-feministischen Genoss*innen diskutiert, die selbst in post-sozialistischen oder -sowjetischen Gesellschaften leben, dort aufgewachsen sind oder deren Familien von dort migrierten. Welche Lesarten und Bezugnahmen auf das sowjetische Erbe entwerfen Feminist*innen in Belarus, der Ukraine, in Kasachstan oder in diasporischen Communities? Wie unterscheiden sie sich von den Bezügen biographisch in Westdeutschland verorteter Intellektueller wie unserer Genoss*innen Felicita Reuschling oder Bini Adamczak? Unser Gespräch führten wir im zweiten Jahr der Corona-Pandemie, als das „Zoomen“ gerade zur neuen Kultur- und Arbeitstechnik avanciert war und Fragen der Gesundheit, Isolation und globalen Verletzlichkeit, die sich entlang von globalen Ungleichheiten brachen und entwickelten, im Zentrum der Aufmerksamkeit standen. Das Gespräch fängt eine relativ selbstverständliche Verbundenheit post-sowjetischer und post-sozialistischer Feminist*innen und Bezugnahme aufeinander ein, ebenso wie die Diversität von biographischen Erfahrungen mit dem und Erinnerungen an den real existierenden Sozialismus. Das Gespräch würde sich

heute, nach der Ausweitung des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine, wahrscheinlich anders entwickeln. Sicherlich hätten wir die Bedeutung des russischen Imperialismus stärker untersucht und die unterschiedlichen Auswirkungen der real-sozialistischen Politiken auf diverse Menschen in der Sowjetunion aufmerksamer betrachtet. So hält unser Gespräch auch die Leerstellen der Debatten vor der Ausweitung des Krieges fest. Wir haben die Diskussion, die unterschiedliche Deutungsebenen und Lektüren des Textes von Kollontai erschließt, transkribieren und aus dem Englischen übersetzen lassen, gekürzt und lektoriert. Unser Dank für die aufmerksame Arbeit an diesem Text gebührt Charlotte Müller und Juri Wasenmüller.

Michel Raab, ein Genosse, der mit Feli über Fragen einer emanzipatorischen Politik der Lebensformen (und deren Scheiterns) im Austausch stand, haben wir gebeten, einen Text für diesen Band zu verfassen, der diesen Austausch weiterführt. *Bitte nicht verzweifeln – Lebensformenpolitik zwischen Technokratie und Voluntarismus* heißt der Essay, in dem Michel eine westdeutsche Geschichte linker Modelle des Zusammenlebens beleuchtet.

Der letzte Teil des Buches eröffnet stadtpolitische Perspektiven. Veronica Duma setzt sich aus feministischem Blickwinkel mit dem Roten Wien auseinander und beleuchtet die Erfolge und das Scheitern dieses sozialistischen Projektes. Der Band endet mit einem Kommentar von Felicita Reuschling, in dem sie den vieldiskutierten Text *Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen* (1981) der bereits genannten feministischen Geograph*in Dolores Hayden aus Perspektive heutiger stadtpolitischer Fragen in Berlin in den Blick nimmt.

Das Buch auf diese Weise zu beschließen, unterstreicht ein weiteres Anliegen dieses Bandes: Wir wollen zu den diversen queer-feministischen Stimmen in der gegenwärtigen Debatte um Stadtpolitik und Wohnen beitragen. Im Kontext der Privatisierung öffentlicher Räume und des finanzmarktkapitalistisch vorangetriebenen Ausverkaufs der Städte konzentrierten sich mobilisierungsstarke Kämpfe im deutschsprachigen

Raum vielfach auf existenzbezogene Fragen des Zugangs zu Wohnraum, der Verdrängung oder der Verteidigung der wenigen verbliebenen linken und alternativen Räume. Das Wissen um vergangene Auseinandersetzungen um alternative Wohnweisen, in denen feministische Ansätze eine wesentliche Rolle gespielt haben, kommt hier kaum zum Tragen. Das Erbe feministisch-sozialistischer Experimente, die Forderung einer gesellschaftlich (re-)organisierten Sorge und Fragen nach funktionalen und komfortablen Küchendesigns sowie nach digitalen Technologien für gemeinschaftliche Lebensweisen sind kaum präsent. Queer-Feminist*innen der Gegenwart beschäftigen sich selten mit den alltagspraktischen oder architektonischen Vorschlägen historischer Akteur*innen der linken Flügel der Frauenbewegungen – leider, wie wir finden. Pragmatisch utopische Perspektiven auf die grundsätzliche Frage, wie wir im städtischen oder ländlichen Raum leben und arbeiten wollen, das Entwerfen kollektiver und sorgezentrierter Lebensweisen jenseits kommerzialisierter Co-Working-Spaces oder auf Basis von Privateigentum konzipierter intergenerationaler und nachhaltig gebauter Wohnprojekte scheinen kaum noch möglich. Dabei geht es gerade unter aktuellen politischen, ökologischen und technologischen Bedingungen darum, feministische Kämpfe und solche für unsere Städte und Dörfer, Barkollektive, Spielplätze, Wohnungen, Gärten, Wälder und Seen wieder zusammen zu bringen. Aktuell findet, etwa im Falle der neuen Munizipalisten in Spanien und Argentinien mit ihrem utopischen Horizont von *caring cities*⁸ wieder eine stärkere Zusammenführung linker stadtpolitischer, planerischer und feministischer Bewegungen statt (vgl. Fried/Wischnewski 2022).

Wir halten diese Entwicklung für sehr bedeutsam und möchten mit unserem Büchlein zur Spurensuche und Revision vergangener Modelle dazu beitragen, solche Diskussionen voranzutreiben.

8 Vgl.: <https://caring-cities.org>.

Die Familie in einer freien Gesellschaft – die Hoffnungen der Alexandra Kollontai

„Die Sonne des Sozialismus vertreibt das Dunkel aus der
Lebensweise von Frauen“⁹

Vor einem Jahrhundert erschien der gestaltbare materielle und politische Raum weitläufig. Mit der russischen Revolution 1917 stellte sich die Frage, wie wir leben sollen und wollen, plötzlich als realpolitische, gestalterische und organisatorische Herausforderung. Es galt – zwar unter Umständen von Kriegskommunismus und Mangel, aber mit Hoffnung auf eine greifbar bessere Zukunft – eine sozialistische Wohnweise und Konsumästhetik und eine kommunistische Familien- und Städtebaupolitik zu begründen. In diesen Debatten dominierte die marxistische Gesellschaftsanalyse der kommunistischen Partei; jedoch fanden auch Versatzstücke der Perspektiven anderer linker Strömungen, sozialreformerischer Debatten und die kühnen Träume der ukrainischen und russischen Avantgarde, der futuristischen, suprematistischen und konstruktivistischen Bewegung ihren Niederschlag. In den ersten Jahren nach der Revolution überschlugen sich im (alltags)politischen und künstlerischen Diskurs die Vorschläge, wie der „alte Alltag“ überwunden, bekämpft und eine neue Gesellschaft, neue Gewohnheiten, Lebens- und Beziehungsweisen, kurz ein neuer Alltag, auf Russisch *новый быт* – *Novy byt*, gestaltet werden könnten (Buchli 2000; Groys/Hansen-Löve 2005). Auf den Delegiertenversammlungen der Frauenabteilung der Kommunistischen Partei oder in Leserbriefen der Zeitschrift *Kommunistka* wurden die mögliche Gestaltung des Alltagslebens, die Einführung von Kinderkrippen, neue Geschlechterbeziehungen und Wohnweisen diskutiert. Diese Verhandlungen bildeten, so Carmen Scheide in ihrer

9 Semasko, Nikolai (1928): Svet in teni byta rabotnic [Licht und Schatten des Alltags der Arbeiterinnen], in: *Kommunistka* Nr. 5, 1928, S. 27-29; S. 29, zit. n. Scheide (2002): S. 75.